

Aus Tränenfaat.

Novelle von Gertrud Krampe.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Schon viele hatte ich erquidt und bewirtet, und sah mich eben nach neuen Pflänzlingen um; da rief mich eine junge Dame, eine Deutsch-Schweizerin, an und bat mich, doch mit ihr zu kommen. In einem der letzten Wagen saß ein deutscher Soldat. Er scheint sehr elend zu sein, verzweifelte aber eigenfönnig jede Stärkung und Erfrischung. Vielleicht könnte ich ihm gut zureden. Ich ging natürlich sofort mit und — ja, Sie haben es schon erraten, Frau Hermine — es war Ihr Gatte. Ich kannte ihn gleich, als ich ins Abteil stieg, obgleich er traurig verändert war.

„Sie irren sich“, entgegnete er da plötzlich. „Mein Name ist Dolen — Ernst Dolen. In meinen Ausweispapieren können Sie es lesen.“

„Nun wußte ich wirklich einen Augenblick nicht, bin ich oder ist er närrisch? Aber ich war meiner Sache doch zu sicher.“

„Herr Döhler“, erwiderte ich ruhig, „Sie täuschen mich nicht. So wahr ich Schwester Ingeborg bin und Ihre Frau Gemahlin in schwerer Krankheit gepflegt habe, sind Sie der Bildhauer Ernst Joachim Döhler.“

„Wenn Sie das so genau wissen, warum quälen Sie mich dann erst“, klagte er darauf.

Ich widersprach ihm nicht weiter, ich sah ja, der Armste siebte. Ich redete ihm gütlich zu, ein paar Schlud Eistaffee zu nehmen und bewog ihn sogar dann, mit mir auszustiegen.



Unser täglich Brot. Im Vordraum der Versuchsanstalt für Getreideverarbeitung zu Berlin. Berliner Ill.-Ges. m. b. H.

„Herr Döhler!“ ruf ich ihn leise an, um ihn nicht zu sehr zu erschrecken. Er zuckt zusammen, wendet sich aber gleich wieder ab. „Gott grüße Sie in der Heimat! Herr Döhler“, sage ich nun noch einmal lauter.

„Und er — Joachim — ach, Schwester — er konnte gehen? Ohne Krüden . . .?“

Frau Hermine umflammerte Schwester Ingeborgs Schulter. Ihr ganzer Körper bebte. „Ja, Liebste, gehen kann er.“

„Aber? ...“
„Aber unsicher. Sie haben ihm beide Arme abgenommen, weil gewissenlose französische Ärzte seine Wunden vernachlässigt haben.“
Schwester Ingeborg hörte den Schmerz der jungen Frau nicht durch Trostworte. Sie ließ sie sich an ihrer Schulter ausweinen. Nur, wenn die Zuckungen den zarten Frauenkörper zu heftig erschütterten, strich sie der Schluchzenden sanft begütigend über Kopf und Näden. Sie ahnte, aus diesen Tränen würde zwei Menschen ein neues Leben entstehen. — Jene heilige Frauenliebe, die nur im Helfen und Dienen ihr Glück fand, ward stets erst aus Leid und Schmerzen geboren. — In tiefinnerlichem Mitempfunden zog Schwester Ingeborg die junge Frau an ihr Herz.

„Sie werden stark sein, liebe Frau Hermine, nicht wahr?“
bat sie leise, als draußen ein Wagen heranrollte. „Vergessen Sie nicht, auch wenn Ihnen manches an Ihrem Gatten wunderbar und fremd erscheint — seine Seele ist wund.“

Frau Hermine vermochte noch nicht zu sprechen, aber ihr Händedruck war Antwort und Versprechen zugleich.

Schwester Ingeborg eilte hinaus, den Ankommenden beim Aussteigen zu unterstützen, und Frau Hermine folgte ihr langsam nach. Aber nur bis zum Türrahmen kam sie, da blieb sie stehen und lehnte sich taumelnd gegen den Holzpfeiler. Sie hörte des Heimkehrenden Stimme. Ein Klang war darin, der griff ihr ans Herz. Eine tolle Angst überkam sie plötzlich, die Furcht vor dem Anblick, der ihrer wartete und da floh sie, halb bestimmungslos, ins Zimmer zurück und in ihr Schlafzimmer hinüber. Den Riegel stieß sie von innen vor, dann sank Hermine Döhler, von ihrem Unglück überwältigt, ohnmächtig zu Boden.

Nur darauf rüttelte Schwester Ingeborg an der verschlossenen Tür. — Sie hatte bei ihrem Wiedereintritt sofort die Sachlage übersehen, sich jedoch bemüht, ihre Bestürzung nicht merken zu lassen, um dem Heimkehrenden, dessen Stirn sich ohnehin schon unwohlft, das Befremdende seines Empfanges nicht noch fühlbarer zu machen. Nun sah Ernst Joachim Döhler wohlgeborgen drüben in seinem Zimmer, und sie war hinausgeschlüpft, Frau Hermine zu suchen.

Erst nach wiederholtem Anklopfen erhielt sie Antwort und gleich danach wurde auch der Riegel zurückgeschoben. Als sie dann in das verstörte, todblaße Gesicht sah, brachte sie keinen Vorwurf über die Lippen. Sie streckte nur ihre Hand aus und ergriff Frau Hermines Rechte mit festem Druck.

„Kommen Sie nun, Liebste! Sie werden Ihren Mann doch nicht länger warten lassen wollen. Das müßte ihm ja weh tun“, sagte sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit.

Unter dem Zwang der sanften Stimme schien Hermine sich endlich wieder zu finden. Sie redete sich auf und strich sich die verwirrten Haare mit ein paar raschen Griffen zurecht.

„Ja, ich komme, liebe Schwester! — Ich bin eben sehr, sehr feige gewesen, nicht wahr?“

Mit einem kleinen, zarten Lächeln um die Mundwinkel nickte sie Schwester Ingeborg zu und ging dann festen, schnellen Schrittes hinüber nach ihres Mannes Zimmer.

Schwester Ingeborg schloß leise hinter ihr die Tür. — Ein paar Minuten später sah sie im Wagen und fuhr nach der Stadt zurück. Vor dem Augusta-Hospital, das jetzt zum Militär Lazarett umgewandelt war, ließ sie halten. Sie wollte Maria Barlen noch einmal sprechen, ehe sie wieder zu ihren Pflichten zurückkehrte. Noch mit dem Nachzug mußte sie die Heimat ja wieder verlassen. Maria Barlen kam zufällig über den Treppenhof, als Schwester Ingeborg die Steintrufen emporstieg. Sie blieb mit einem erfreuten Ausruf stehen und erwartete sie.

„Wie lieb von Ihnen, Schwester Ingeborg, daß Sie Ihr Versprechen wahr machen“, begrüßte sie sie. „Ich war ja auch die ganze Zeit über von Unruhe geplagt. Immer mußte ich an Frau Döhler denken und dies traurige Wiedersehen. Wie hat sie es denn aufgenommen, Schwester?“

Maria öffnete die Tür zu ihrem Stübchen, das dicht am Treppenhof lag und ließ die Ältere eintreten.

Der Raum war nur klein und ohne auffälligen Bierat, aber durch die peinliche Eigenheit wirkte er doch wohlthuend. Eine mottblaue Hyazinthe stand auf der Kommode am Fenster und erfüllte die Luft mit seinem Wohlgeruch.

Schwester Ingeborgs Blicke schweiften prüfend über die einzelnen Gegenstände und plötzlich lächelte sie.

„Sie haben scheint's hier manches heimlich eingeschmuggelt, was nicht in ein Schwesterstübchen unbedingt hineingehört, Sie kleine Lebenskünstlerin.“

Maria wurde rot.

„Nur ein paar gefälligere Möbelstücke habe ich mir angeschafft, Schwester Ingeborg. Die steifen, unschönen Dinger verleben mein Auge. Ich fühle mich nie zu Hause darin“, entschuldigte sie sich.

„Es sollte ja auch kein Tadel sein, Maria“, beruhigte die andere freundlich. „Im Gegenteil. Ich freue mich immer, wenn ein

Mensch auch unter fremden Einflüssen seine Eigenart bewahrt. Es zeugt von innerer Festigkeit und Stärke.“

Maria neigte sich und küßte dankbar Schwester Ingeborgs Hand. Dann schob sie einen Korbsessel heran und lud sie zum Niederstehen ein. Sie hätte jetzt gerade freie Zeit. —

„Ein Viertelstündchen gern, liebe Maria! Ich will dann noch verschiedene Besuche in der Stadt machen. Aber ich bin Ihnen ja vorhin die Antwort auf Ihre Frage schuldig geblieben.“

„Ja — also?“

„Frau Hermine ist leider nicht ganz so tapfer gewesen, wie ich es im Hinblick auf den bedauernswerten Mann wohl gewünscht hätte“, bekannte Schwester Ingeborg zögernd. „Jedoch habe ich wenigstens die Hoffnung mit fortgenommen, daß mit der Zeit noch alles gut werden wird.“

„Gut? Ach, Schwester, möchten Sie recht haben! Mir ist heute ja fast das Blut erstarrt, als ich Herrn Döhler gesehen. Wie aus dem Grabe gestiegen erschien er mir. Die Hände habe ich heimlich in den Taschen geballt gegen die Berruchten, die dies Verstorbenenwerk an dem einst so blühenden Mann vollbracht. Sie verdienen den Namen Mensch gar nicht mehr.“

„Maria!“ mahnte Schwester Ingeborg sanft.

„Ach ja, ich weiß, Schwester! Ich sollte nicht so sprechen. Aber ich bin noch nicht so abgeklärt und ruhig wie Sie. Ihre Seelengüte erstreckt sich gleichmäßig auf Freund und Feind. Das kann ich nicht. Mein ganzes Gefühl empört sich gegen die Nation, die es ruhig zuläßt, daß an unsern tapferen Soldaten solche Martern verübt werden. — Und wenn ich schon so fühle, wie müssen dann die erst empfinden, die es unmittelbar betrifft. Ist solch Jammer auszuenden, wie er jetzt bei Döhlers eingekehrt ist? Was soll der arme Mann nun beginnen?“

„Es gibt kein Leid auf Erden, Maria, und sei es das größte, das nicht einen Segen für uns in sich schließt. Wir selbst merken das meist erst später, wenn die Leidenszeit längst hinter uns liegt. War Ihr Leid nicht auch grenzenlos, als Ihr Verlobter gefallen? Sagten Sie nicht zu mir — „nie werde ich davon wieder gefunden.““

„Aber ich fand Arbeit, Schwester Ingeborg! Und der Trost bleibt Herrn Döhler eben verlag. Weber in seiner Kunst, noch sonstwie kann er sich jemals betätigen. Das ist doppelter Schmerz, der verwunden werden muß. Außerdem — ich erfuhr es auch kürzlich erst bei Bekannten — die Vermögenslage soll durchaus nicht so glänzend sein, wie man immer angenommen.“

„Stadtmäßig, Maria“, mißbilligte Schwester Ingeborg. „Seit wann geben Sie etwas darauf?“

Maria zuckte die Achseln.

„Sonst nicht das geringste, Schwester. Nur, ich wurde heute früh an das Gehörte wieder erinnert. Und zwar durch Rittmeister Hertel. Sie wissen ja, er hat stets regen Anteil an Herrn Döhlers Geschick genommen, besonders, seit er Frau Hermine bei ihrem Besuch damals hier im Lazarett kennen gelernt hatte. Er erkundigte sich auch jetzt noch oft nach ihr und war sichtlich freudig bewegt, als er von der bevorstehenden Wiederkehr des Vermissten hörte. Er meinte dann jedoch, mit auffallendem Ernst — hoffentlich sei die Verwundung nicht derart, daß sie den Künstler im Schaffen hindere, denn das wäre nicht allein für die Kunst ein Verlust, es könnte sich in diesem Fall zum Unglück noch die Not gesellen.“

„Das ist wohl nur als ganz allgemeine Redensart aufzufassen, liebe Maria. In Joachim Döhlers Werken steht ja allein ein Vermögen.“

„Gewiß. Aber erst müßten doch Käufer kommen, um es flüssig zu machen, und das wird nicht so einfach sein in dieser Zeit, denke ich mir. Uebrigens sprach Rittmeister Hertel von bedeutenden Schulden. „Ein famoser Kerl“ sei Joachim Döhler im Gesellschaftsleben ja gewesen, aber das Geld hätte ihm manchmal doch zu lose in der Tasche gelegen. Ich habe ja nicht weiter gefragt und ihm auch noch gar nicht zu erzählen gewagt, wie elend Herr Döhler heimgekehrt ist. Möglicherweise hätte es ihn aufgeregt. Er liebte heute nacht mal wieder.“

„Will es denn immer noch nicht werden mit seinem Fuß?“

„Leider, nein. Der Oberstabsarzt meinte vorhin sogar, Rittmeister Hertel würde wohl noch einmal operiert werden müssen. Bis zum Anie wird er das Bein jedenfalls verlieren.“

Schwester Ingeborg erhob sich bestürzt.

„Das tut mir ja aufrichtig leid! Da muß ich doch schnell noch einen Augenblick hinübergehen und ihn begrüßen. — Sehe ich Sie nachher noch einmal, Maria?“

„Ja, Schwester Ingeborg, ich erwarte Sie am Portal. Ich habe auch noch einige Gänge zu besorgen.“

Rittmeister Hertel konnte man die Freude vom Gesicht ablesen, als seine einstige Pflegerin sich zu ihm setzte.

„Haben Sie mich also wirklich noch nicht vergessen, Schwester Ingeborg?“

Frau Kommerzienrätin Hellbaum, eine fortpotente Dame in auffallender Kleidung, flüsternte ihrem Sohn manche leise Bosheit zu über den Stolz dieser Bureauamenschen, die immer höher hinaufschwollen, als ihre Verhältnisse es ihnen gestatteten, und der junge Mann, ein geschwiegener Mensch, lächelte bloßiert dazu, meinte aber, daß die Tochter doch ein „süßer Käser“ sei.

Leonie stand fern in einer Fensternische und plauderte mit einem jungen Ingenieur, einem Jugendfreund, den sie seit einem Jahre nicht gesehen hatte. Er war ein flotter, junger Kerl mit braunem Schnurbart und blühend braunen Augen, aus denen Lebenskraft und Freude sprach. Er hatte sein Staatsexamen bestanden und eben erst seine Anstellung bekommen, nun blieb er in der Hauptstadt und wollte sich einen Hausstand begründen.

Als Papa Wolter die beiden jungen Leute so in eifriger Unterhaltung stehen sah, kam ihm urplötzlich ein genialer Gedanke.

Er ging ins Speisezimmer und wechselte zwei Tischkarten um, und zwar derart, daß nicht der junge Hellbaum Leonies Tischherr war, sondern Fritz Werling, der junge Ingenieur. Nun war Leonie befreit! Der alte Herr jubelte fast vor Freude darüber.

Als der Tanz begann, küßte der junge Ingenieur die Tanzkarte seiner Dame nach Möglichkeit mit seinem Namen aus. „Der Vorsicht halber“, meinte er lächelnd; freudig nickte Leonie ihm zu.

Nur einen Extra-Walzer mußte sie dem jungen Hellbaum bewilligen, da dieser fortwährend gelangweilt herumstand und die Mama es dringend gefordert hatte, sonst aber sah und tanzte sie nur mit dem wiedergefundenen Jugendfreund, und es war ihr, wenn er zu ihr sprach, als ob all das Vangstvergeßene aus den ersten Tagen der goldenen Liebeszeit wieder neu vor ihr erstände, und sie hörte nichts von all den kritischen und medifizierenden Worten, die man sich tags in der Gesellschaft zulüftete, sie war nur immer mit ihm, den sie wieder hatte, auf den sie gehofft und gewartet all die lange Zeit hindurch.

Gegen zwölf Uhr ging die Kommerzienrätin mit ihrem Sohn. Natürlich versicherten sie, daß es ganz reizend gewesen sei, aber selbst Frau Malwine fühlte die Ironie deutlich heraus; kühl ging man von einander, und die geprüfte Hausfrau fühlte es deutlich, daß es mit der Freundschaft zu Ende sei.

Um zwei Uhr verabschiedeten sich die andern Gäste, und zuletzt ging der junge Ingenieur. Als er aber sich empfahl, lachten ihm die freudetrunkenen Augen Leonies nach, und Papa Wolter schüttelte ihm derb und herzhast die Hand und sagte liebevoll: „Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?“

In einer Ecke sah Frau Malwine und weinte still in sich hinein: „Ach, daß es so kommen mußte!“

„Daß nur sein, Mütterchen“, tröstete sie der Gatte, „es ist ganz gut, daß es so gekommen ist, denn glaub' mir, dies war unser Rettungsball, noch einmal machen wir so etwas nicht!“

Doch die Frau Rätin seufzte nur dazu.

Leonie aber umhalsste den Vater und jubelte: „Ach, ich bin ja so glücklich, Papachen!“

Und da lachte er und rief: „Also war's ja auch dein Rettungsball, mein liebes Kind!“

Karfreitag.

Der Karfreitag, als Gedächtnistag des Todes Jesu, ist ein ernster, der stillen Trauer geweihter Tag. Jeder seiner vielen verschiedenen Namen kennzeichnet seine tief schmerzliche Bedeutung. Er heißt auch Blut-, Kreuzes-, Leidens-, Martertag. Stiller Freitag nennt man ihn, da er alle geräuschvollen Vergnügungen, sowie lärmende Werktagarbeiten ausschließt. Seine gebräuchlichste Benennung, „Karfreitag“ stammt aus dem Altdeutschen „Chara“ — Trauer.

Wie alle bedeutungsvollen Tage, ist auch dieser von einer Fülle des Aberglaubens umgeben, davon heute noch verschiedenes in Herz und Mund des Volkes fortlebt, verknüpft mit mancherlei Sitten und Gebräuchen. So reichen am Karfreitag in einigen Gegenden Mitteldeutschlands junge Burtschen ihren Auserkorenen an langen, mit bunten Bändern geschmückten Stöcken Dreyeln ins Fenster, deren Genuß vor Fieber schützen soll. Zugleich liegt ein Liebeswerben in dieser Darreichung. Schmückt sich das Mädchen im Osterfeste mit den Bändern, welche möglichst lang und schön sein müssen, so hat der glückliche Spender das für eine Ermutigung zu nehmen. Ignoriert aber die Schöne das Liebeszeichen, so ist ihm damit ein Korb erteilt.

Die Nacht zum Karfreitag wird zu Sympathien und dergl. Dingen benutzt. Auch soll sich aus einem um diese Zeit ins Wasser geschlagenen Ei die Zukunft erkennen lassen.

Mit Weidenruten, die am Karfreitag geschnitten, meint man verborgene Schätze aus der Erde hervorlocken zu können.

So schreibt der Volksglaube diesem Tage noch mancherlei Kräfte zu, im Guten, aber auch im Bösen, denn Hexen und böse

Geister sollen in der Nacht schnöden zu Tod und Verbrechen bereit, die sich nicht durch frommen Glauben zu schützen wissen.

Aus dem Kranze poetischer Sagen, von denen der Karfreitag umwoben ist, hat sich auch manche bis auf den heutigen Tag erhalten. Eigenartig mutet es an, wie sinnig man Pflanzen und Tiere mit dem Leiden und Sterben des Heilands in Verbindung gebracht und ihre Namen und Eigenart davon hergeleitet hat.

So erklärt es sich, weshalb die Trauerweide ihr lauges, wallendes Gezweig so tief zur Erde beugt — ein Zeichen der wohl berechtigten Trauer! Wurden ihr doch auf Pilatus Befehl die Rippen zur Geißelung des Herrn entnommen. — Von der Espe geht die Sage, daß sie allein ungerührt und unbeweglich stand bei dem schrecklichen Anblick der Kreuzigung, während durch die andern Bäume alle ein Zittern und Zagen ging. Darob sprach Gott einen Fluch, der nach dem Dichter also lautete:

„Zitter, wo im Erdenkreise
Künftig du entleinst dem Staub!
Jedes Blatt soll zittern leise,
Als es wird des Herbstwinds Raub.
Und in allen Tagen,
Soll man hören sagen:
Dir zur Strafe sprichwortweise:
„Zittere wie Esenlaub!“

Aber den Baum, aus dessen Holz das Kreuz gemacht, gehen die Sagen auseinander. Hier soll es die Tanne sein, die dafür ewig grünt, dort die Zypresse, die darum in dunkler Gewandung trauert, oder die Palme, welche sich weit ausstreckt im Zeichen des Kreuzes. — In enger Verbindung mit der Leidensgeschichte steht der Dornstrauch, aus dessen Zweigen die Dornenkrone gewunden wurde. Die roten Punkte auf den dornigen Ranken gollen vom Blute des Herrn herrühren.

Die Passionsblume deutet schon durch ihren Namen auf das Leiden Christi. Sie weist deutlich in blutroter Zeichnung Nägel und Hammer auf, welche aus den in ihren Reich geflossenen Blutstropfen entstanden, da sie unter dem Kreuze blühte.

Unter unsern gesiederten Sängern bringt die Sage zwei mit dem Kreuzestode des Herrn in Zusammenhang.

Das kleine muntere Rotkehlchen flog auf das Kreuz und versuchte mitleidsvoll dem Gekreuzigten die spitzen Dornen mit dem Schnabel aus der Stirne zu zerren, während das Blut aus dem wunden Haupte ihm Brust und Kehle färbte. Diese rote Farbe ist ihm geblieben und es führt seitdem seinen Namen.

Ähnlich beschäftigt sich die Sage mit dem Kreuzschnabel. Dieses Vögelchen bemühte sich, dem Gekreuzigten die starken Nägel aus den Händen zu ziehen und verbog dabei seinen zarten Schnabel. Wenn gleich sein Bemühen vergeblich war, so wurde es doch für sein Mitgefühl belohnt.

„Und der Heiland sprach in Milde:
Sei gesegnet für und für!
Trag als Zeichen dieser Stunde
Ewig Blut und Kreuzeszier.“

So behielt sein ganzes Geschlecht als Ehrenschild das prachtvolle, blutgerötete Gefieder und den kreuzweis übereinander gebogenen Schnabel.

Marie Polchau.

Fürs Haus

Selbsttätiger Futterkasten für Hühner.

Um sich einen Futterkasten für Hühner anfertigen zu können, gebraucht man einen Kasten von 50 Zentimeter Höhe, 40 Zentimeter Breite und 30 Zentimeter Tiefe. Die Vorder- und Rückseite sind durch Stäbe abgeteilt,



Durchschnitt des Futterkastens.

damit die Hühner nicht in den Futterkasten treten können. In der Mitte befinden sich zwei schräggehende Bretter, welche unten nicht abschließen dürfen. Es muß ein Spalt von 4 Zentimeter bleiben, damit die Körner herausfallen können. Dieser Futterkasten nimmt das Futter auf und gibt es nach Bedarf ab. Aus dem Durchschnitt des Futterkastens ersieht man dessen Zusammenstellung.

Unsere Bilder

Im Bodraum der Versuchsanstalt für Getreideverarbeitung zu Berlin. Daß bei uns in den Lebensmittel knapp werden, ist gewiß tröstlich für uns. Noch tröstlicher aber ist es, daß bei uns schon lange daran gearbeitet wird, die Lebensmittel zu strecken und gleichmäßig zu verteilen, während die feindlichen Länder diese Organisationen erst schaffen müssen. Auch die Versuchsanstalt für Getreideverarbeitung gehört zu diesen bei uns bereits intensiv arbeitenden Einrichtungen, die uns die feindlichen Länder erst nachmachen müssen. Was da gebadet wird, sind Kostproben für eine Kriegsernährung, die uns bei Kräften halten wird, bis den Engländern mit Hilfe unserer U-Boote die überseeische Getreidezufuhr ausgegangen ist.

Großadmiral Hans. Die österreichisch-ungarische Flotte ist von einem überaus schweren Verluste betroffen worden, der Marinekommandant Großadmiral Anton Haus ist an den Folgen einer Lungenentzündung verstorben. — In Anton Haus hat die österreichisch-ungarische Marine ihren ersten Großadmiral verloren; er war zu dieser Würde am 5. Mai 1916 ernannt worden. Im Jahr 1913 trat er als Nachfolger Monte-Cucolis an die Spitze der Flotte. Er ist am 13. Juni 1851 in dem heute so heiß umstrittenen Tolmein geboren, stand also im 66. Lebensjahre. 1869 trat er als Seelabett in die Kriegsmarine ein, 1882 wurde er Minenschiffleutnant, 1894 Korvettenkapitän, 1897 Fregattenkapitän, 1901 Minenschiffkapitän. Während der Wirren in China führte er das Kommando S. M. S. „Kaiserin und Königin Maria Theresia“. — Seine hervorragenden Fähigkeiten veranlaßten das Marinekommando 1907, Konteradmiral Haus als Delegierten zur zweiten Friedenskonferenz nach dem Haag zu entsenden. Im Jahre 1912 wurde er Flotteninspektor, 1913 dann Admiral.

Gouverneur Obermaier, der Kamerun 17 Monate lang gegen die Übermacht der französischen, belgischen und englischen Streitkräfte verteidigte; er wich der feindlichen Einkreisung mit dem Rest der deutschen Schutztruppe auf spanisches Kolonialgebiet aus und befindet sich zurzeit interniert in Spanien.

Leutnant J. See d. M. Baderwig, der den aufgebrachten Dampfer „Narrowdale“ nach Swinemünde führte. Ein deutsches Briesenkommando in Stärke von 16 Mann, unter Führung des Leutnants Baderwig, brachte den englischen Dampfer „Narrowdale“ (4600 Tonnen) mit großer Ladung und 469 Gefangenen, die von den einzelnen versenkten Schiffen herstammten, vom Atlantischen Ozean nach Swinemünde ein. Der Führer des deutschen Briesenkommandos, Baderwig, wurde als Anerkennung seiner außerordentlichen Leistung, zum Leutnant zur See befördert, da er bereits seinerzeit auf der berühmten Fahrt der „Räuber“ sich ausgezeichnet hatte. Leutnant Baderwig brachte schon damals auf dem gefahrenen Schiff „Westburn“ gefangene Mannschaften von den versenkten Dampfern nach Teneriffa. Als er dann in Spanien interniert wurde, gelang es ihm, die Heimat zu erreichen, um von hier aus zu neuen Taten und zu dieser großen Tat zu schreiben.

Allerlei

Unter Freundsinnen. „Sieh nur, was für einen schönen Verlobungsring ich von Georg bekommen habe.“ — „Ja, er ist reizend; es brach mir auch fast das Herz, als ich ihn ihm zurückschickte.“

Das Ausland. In keinem Lande wird so viel geküßt wie in Montenegro. Der Kuß bildet hier gewissermaßen einen Vertrauenskuß. So küßt der Wirt den Gast zum Willkommen und Abschied. Die Hausfrau küßt den weiblichen Besuch. Der Hirte küßt den Beamten, der in dienstlicher Eigenschaft zu ihm kommt. Selbst der Minister küßt den einfachen Bauer. Den Handschuß spendet die Frau dem Mann bei der Heimkehr und zur Nacht, auch küßt sie dem Gast die Hand. Bei der geheiligten Sitte des Küßens kennt der Montenegriner weder Rang, noch Stand, und man sagt, kein Kuß sei ein Kuß des Friedens. — Also wird Friede sein im Weltkrieg, wenn uns die Montenegriner fassen.

Goethe und der Engländer. Daß Goethe in älteren Jahren dem ihm lästig werdenden Besuchercharakter gegenüber sehr wohl den zugeknöpften Gehelmut herausnehmen verstand, weiß jedermann. Nicht so bekannt dürfte seine Methode gegen durchreisende Engländer sein, die ihn als eine „Attraktion“ von Weimar betrachteten, an der man sicher nicht vorübergehen dürfe, und die oftmals jedes Wort, das sie ihm entlockt hatten, in die Zeitungen brachten. Ihnen gegenüber schied er sich daher mit Vorliebe aus. Einer von diesen Gemahregelten hatte trotzdem in einer Art Selbstironie einen Bericht über die Behandlung, die ihm von dem Weimarer Alten widerfahren war, veröffentlicht, und es lohnt sich, ihn hier einem weiteren Leserkreise bekanntzugeben. Er lautete: „Ich trat bei Goethe ein; er begrüßte mich mit einer stummen Verbeugung, mit der Hand auf einen Stuhl deutend. Ich verbeugte mich ebenfalls, ohne ein Wort zu sagen, und setzte mich, die Anrede des Gewaltigen erwartend. Er redete mich aber nicht

an, mochte wohl von meiner Seite eine Anrede erwarten. Es fiel mir aber nichts ein, was ich hätte sagen können. So saßen wir uns fünf Minuten stumm gegenüber. Dann erhob sich Goethe und gab mir damit einen Wink, zu gehen. Ich verbeugte mich, er tat das gleiche. Er geleitete mich ins Vorzimmer. Da blieb er stehen, zeigte auf eine Marmorbüste und sagte: „Walter Scott!“ Und ich sagte seufzend: „Ist leider tot!“ Dann war ich draußen.“ C. D.

Gemeinnütziges

Osterhase im Güterwagen. Eine Güterfahndung stischer Osterhase in einem Güterwagen, den man wie nachstehend beschrieben herstellt, dürfte der lieben Jugend viel Spaß machen und auch einer Hausfrau willkommen sein, wenn man ihn, mit frischen Hühneriern gefüllt, spendet. Der offene Güterwagen wird aus einem der bekannten vieredigen Spanfortbchen hergestellt, wie man sie zum Verenden von Spargel und anderen Gemüsen verwendet und in jedem Gemüseladen für wenig Geld erhalten kann. Oder man nimmt ein längliches Holzstücken, in dem Butter oder Weintrauben verpackt werden. Das Körbchen oder Kistchen streicht man nun in der Farbe der Güterwagen, also rotbraun, eisengrau oder blau an und befestigt ein Schild mit „Güter“ daran. Die Räder bilden dicke, runde Pfefferluchen oder Liegnitzer Bomben; bei einer Sendung Hühnerierei kann man die Räder auch aus runden Schachtelkäsen herstellen, die dann der Speisekammer der Beschenkten zugute kommen. Das Körbchen bzw. Kistchen wird nun mit einer mehr oder minder dicken Unterlage von Moos oder grünem Seidenpapier verkleidet, auf der man die Eier recht nett ordnet. Aus einer kleinen, schwarz beledeten Schachtel fertigt man einen Schaffnerstisch an und befestigt ihn an der vorderen Schmalseite des Güterwagens. Ein als Schaffner angeklebtes Hasenpüppchen oder ein Osterhase aus Bapiermaché oder Schokolade in seiner Stellung kommt auf den Tisch. Dann bringt man noch an den vier Ecken des Güterwagens je ein Sträußchen Weizen, Schneeglöckchen oder Himmelschlüssel an und



Der Kaffeewärmer.
„Ach, ein Geburtstagsgeschenk?“
„Ja wohl, von meinem Kaffen. Wenn ich net wüßt, daß er den Kaffee auch extra warm trinkt, müßt' ich es für eine beleidigende Kaffeeplauderei halten.“

wird dann selber seine Freunde an dieser so einfach herzustellenden und reizend aussehenden Osterhase haben. Mit Kibitzern gefüllt, ist der Wagen auch als Geschenk für Eltern geeignet.

Spinatrestverwendung. Man bereitet aus 1—2 Eiern, Mehl, Milch und etwas Backpulver 3—4 Pfannkuchen, legt in die Auflaufform erst einen Pfannkuchen, dann Spinat, abwechselungsweise, oben muß ein Pfannkuchen sein. Man bestreut die Speise mit geriebenem Käse (doch kann er auch fortbleiben) und überläßt sie ½ Stunde in der Röhre. Frau B.

Auflösung des Rätselsprungs:

„Geh“ ohne Stab nicht durch den Schnee,
Und ohne Steuer nicht zur See.
„Geh“ ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort.

Homonym.

Es ist ein Volk, gar reich an Ehren,
Ja auch ein Ding, das man kann lernen.
Friede Guggenberger.

Schachlösungen:

Nr. 171: 1. Da5—e7! a) 1... Ke6—d5
2) Da7—f7 Kd5—e4 3) Se6—e7 ≠ Kd5
—e4 3) Se6—e5 ≠ Kd5—e4 3) Se6
—e4 ≠ oder auch Df7—b7 ≠ b) 1...
Ke6—b5 2. Da7—a6! Kbb×a6 3) Se6
—e7 ≠ Die Lösungswerte 1) Da5
—d8 und 1. Da5—e7! scheitern an 1. Ke6.
Nr. 172: 1) Dd8—f8 droht 2) Dg7: matt.
1) ... Lf8; Ke3, Ke5 2) Lf6, Se7, Sf3
matt. 1) ... Sf2; Sa5: 2) Dg7: matt.
(NB: 1) ... Lf8 2) Dd4: matt.
1) ... Lf8 2) Dd8: matt.)

Nichtige Lösungen:

Nr. 160. Von H. Bickel in Jahn.
Nr. 161. Von B. Schuhmacher in
Waldersloh.
Nr. 162. Von Kriegsfr. H. Willebrand
in Ludwigsloh. G. Hin-
derer in Untergrünzungen.
Nr. 163. Von G. B. in J.
Nr. 164. Derselbe.

Reichweiser. Herrn Hauptmann R.
Schwarz kann den Zug Dc6 nicht mit 17
beantworten, da der B nur nach f5 ziehen
kann, worauf Dc5 etc. folgt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

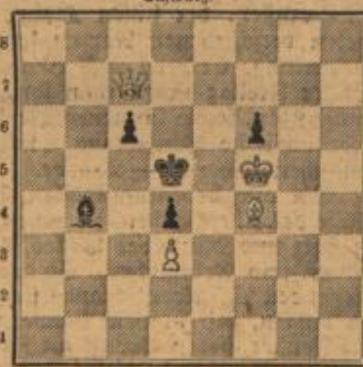
Der Schach: Hr. Lamb, Uelsh. — Des Anagramms: Bar, (Baer), Nabe.
Des Homonym: Stod. — Des Kettenrätels: Doris, Illuri, Klenz, Rabe,
Besieger, Gerhungen, Genzano, Moreja, Jamala, Kanada.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und heraus-
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Problem Nr. 173.

Von H. König.
Schwarz.



Weiße steht in 3 Zügen matt.

Meine Kameraden mußten mich binden, denn ich wollte mir den Kopf einrennen an den Holzbalken. Ich verging fast vor Durst. Den Krug Wasser, den wir zweimal am Tage erhielten, trank ich mit einem Zug leer und lechzte nach mehr. — Die Warenballen wurden wir schließlich verladen, auf einer Insel, die wie ein öder Fels aus dem Meere ragte. Bewußtlos fast wurde ich in das Barackenlager geschleppt und auf ein Bund Heu geworfen, das modrig, wie Seetang roch und mir Uebelkeit erregte. Ich froh zu Eis in der Nacht, und verdorrte nahezu vor Hitze am Tage unter dem Wellblechdach. Meine Wunden wurden nun zwar neu verbunden und der Arzt ging etwas menschlicher dabei mit mir um, aber er konnte den Brand nicht mehr aufhalten, der schon in meinem vergifteten Blut gärte und tobte. Er nahm mir den linken Arm ab und ließ mich laufen, nachdem er mühsam verheilt. Ich mußte arbeiten. Wasser schleppen, Urat fortzuschaffen, oder was ich sonst mit einem Arm noch leisten konnte. Das mörderische Klima zehrte an meinem Mark, die Verzweiflung kralte sich in mein Herz und mein Hirn. Drei meiner Kameraden hatte ich schon zu Grabe tragen sehen. Ohne Hoffnung, ohne Nachricht von der Heimat verstrich ein Monat nach dem andern. Infolge der vielen Anstrengungen brachen die Wunden an meinem rechten Arm wieder auf. Ich bat, beschwor den Arzt, ihn mir zu erhalten. Er zuckte die Achseln. Mein Blut sei zu schlecht, da ließe sich weiter nichts tun, als abwarten. Nun, der Erfolg seiner Methode stellte sich bald ein. Du siehst ihn, Hermine. — Gern hätte ich dir den Anblick des armlosen Krüppels erspart. Ja, ich hielt es für einen Wink des Schicksals, daß meine Papiere irrtümlich auf einen ähnlichen Namen ausgestellt wurden. Ich wollte verschollen bleiben, wollte mich irgendwo in der Einsamkeit verkriechen, mit meinem Leid und meinem Haß. — Daß ich dir nun zur Last fallen muß, das verdreifacht meine Pein. . .

Hermine war bei den letzten Worten aufgesprungen, nun kniete sie, in tiefster Seele erschüttert, vor dem gebrochenen Mann und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Verzeih mir, o, verzeih mir, Joachim — daß ich all das wieder aufgewühlt durch meine Frage, was du vergessen wolltest und vergessen sollst.“ Die Tränen rannen Frau Hermine über die Wangen. Da ließ auch ein Jude über die abgekehrten Züge des Mannes. Ein Stöhnen drang aus seiner Brust.

„Hermine — oh, nicht so — nicht so . . . deine Güte — dein Mitleid — ich verdiene es nicht. Als du krank und elend warst — ließ ich dich allein — ging selbstständig meinem Vergnügen nach — und du — du lohnst es mir statt mit gleichem mit Rücksicht und Treue. . .“

Hermine verschloß den anklagenden Mund mit einem langen, innigen Kuß.

„Joachim, ich bat dich schon einmal: laß Vergangenes begraben sein — willst du meine Bitte heute erfüllen? . . .“

„Ja, Hermine — liebes, geliebtes Weib. . .“ Eruß Joachim Döhler senkte sein Haupt und lehnte die Stirn auf die Schulter seiner jungen Frau. Frau Hermine lächelte glücklich unter dieser Last.

Ein paar Tage später sah man Frau Hermine Döhler zum erstenmal neben ihrem Mann durch die Straßen Vorderbergs schreiten. Und noch am selben Abend gingen zwei Briefe nach Konstanz an Schwester Ingeborg ab.

Den einen hatte Maria Barten geschrieben. Sehr ausführlich erzählte sie darin von dem Besuch des Döhlerschen Ehepaares im Lazarett, von dem Wunder, das fast über Nacht mit Joachim Döhler vor sich gegangen, von dem Wechsel in seinem ganzen Wesen, seinem Ausdruck, seinem Wohlbefinden, und berichtete dann von der Begegnung des Rittmeisters Hertel mit dem jungen Paar. Und schloß dann:

„Während Frau Hermine nach der ersten Begrüßung in meiner Begleitung unsere Verwundeten besuchte und sie durch Frühlingsblumen erfreute, haben die beiden Männer eine alte, fast vergessene Jugendbekanntschaft wieder aufgefischt und sogar auch gleich neu befestigt. Das heißt, Herr Hertel hat Ernst Joachim Döhler gebeten, die Stelle eines künstlerischen Beirats in seiner Eisengießerei anzunehmen. Er verfolgt damit einen schon lange gehegten Plan und hat ihn, auch vor uns, später noch einmal kurz vorgelegt. — Das Eisen — so fährte Herr Hertel aus — sei zwar ein spröder Stoff, aber daß man mit ihm auch künstlerische Wirkungen erzielen könne, das beweisen ja doch die Eisernen Kreuze, die Ringe und Ketten, diese Symbole unserer heutigen Zeit. Es sei ein Feld für Künstler, das lange brach gelegen, aber sicher Früchte tragen würde, wenn sich Bildhauer fänden, die ihm ihre Kräfte liehen und es neu bebauten. Für einen schöpferischen Geist eröffneten sich da viele neue Quellen, und darum hätte er Joachim Döhler gebeten, ihm bei der Ausführung seines Vorschlags zur Seite zu stehen. Hände zur Ausarbeitung der Entwürfe würden sich dann schon finden, er brauche nur Ernst Joachim's Kopf und Geist. — Von uns drei Zuhörern

war Herr Döhler wohl der begeistertste und Frau Hermine — die dankbarste. Sie konnte ihre Tränen nicht ganz verbergen und Rittmeister Hertel lächelte ihr ehrfurchtig die Hand. — Sie haben also wirklich recht behalten, liebe Schwester Ingeborg — es hat sich noch alles zum besten gewendet! . . .“

Frau Hermine's Schreiben war nur kurz und in sichtlichster Eile verfaßt, aber aus jedem ihrer Worte klang Freude und Dank.

Sie gab erst die Tatsachen in einigen knappen Worten und fügte zum Schluß dann hinzu:

„Joachim ist glücklich und körperlich und geistig wie verjüngt, seitdem er weiß, daß er eine Tätigkeit vor sich hat, die mit seinen künstlerischen Neigungen Hand in Hand geht und seinem Geist Befriedigung geben wird. Und ich — ach, Schwester Ingeborg — ich bin glücklich mit ihm — so glücklich, wie ich es nie vorher für möglich gehalten habe. Heute zum erstenmal — verstehe ich auch Ihren lieben Gruß, der mich damals so verzweifelt antraf und wiederhole ihn dankbewegten Herzens. Ja, nun gehe ich mit einem „Glückauf!“ dem neuen Leben entgegen. . .“

Der Rettungsball.

Skizze von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Seit acht Tagen ging bei dem Geheimen Kanzleirat Wolter alles drunter und drüber. Das Unterste wurde zu oberst gebracht, und alle Tage war Groß-Reinmachen, es war ein Klopfen, Scheuern, Fegen und Bürsten, daß jedem die Lust verging, daheim zu bleiben. Nur Frau Malwine, die Seele des Ganzen, hielt tapfer aus, denn sie wollte durchsehen, was sie sich einmal vorgenommen hatte: anfangs Februar sollte der Hausball stattfinden.

Mit heimlichem Entsetzen sah Herr Wolter dem Treiben seiner geschäftigen Frau zu.

„Warum mußten wir denn überhaupt die Gesellschaft geben?“

Frau Malwine war ganz außer sich. „Mann, Mann, Mann, es geschieht doch nur unserer Leonie halber!“ rief sie erregt, „und du mußt doch zugeben, daß der junge Hellbaum eine brillante Partie für unser Kind ist!“

„Und du glaubst, daß die Kommerzientätin damit einverstanden sein wird?“

„Sie ist von Jugend auf meine Freundin, und ich weiß, was ich tue, das kannst du mir glauben, lieber Karl!“

„Und unser Kind? Was sagt Leonie dazu?“

„Sie ist eine gehorsame Tochter und weiß, daß ihre Mutter nur ihr Bestes will.“

Papa Wolter schwieg. — Am Tage der Gesellschaft nahm er seine Tochter noch einmal heimlich bei der Hand und fragte sie, ob sie sich denn für den jungen Kommerzientatssohn interessiere.

Und Leonie, unter holdem Erröten, antwortete: „Ach, Papachen, der junge Hellbaum ist ja ganz nett, und er ist doch immer sehr aufmerksam zu mir.“

„hm, ja,“ meinte der Vater, „möchtest du ihn denn zum Mann haben?“

Da wurde Leonie von neuem rot und zögernd sagte sie:

„Daran, Papachen, habe ich wirklich noch nicht gedacht.“

„Aber du bist jetzt dreißig, mein Kind, und die Mama meint gestern —“ er sprach nicht weiter.

Denn Leonie entgegnete schnell: „Ich weiß ja, Papa, was die Mama mit mir vorhat, und wenn auch du meinst, daß ich den jungen Hellbaum heiraten soll, dann wird es ja wohl zu meinem Besten sein, und dann will ich es ja auch gern tun —“ und weinend sank sie ihrem Vater an die Brust.

Nun wurde er aufmerksam. Er hob ihren Kopf, streichelte über ihr weiches Blondhaar und sagte mit sanfter Stimme: „Also, dem Zwang nur fügst du dich, Leonie? Du liebst ihn nicht?“

Da antwortete sie schnell unter Tränen: „Nein, Papa, ich liebe ihn gar nicht“, und verbarg ihr Gesichtchen an seiner Brust.

„Nun, mein Kind, dann soll dich auch niemand zu einer Heirat zwingen.“ — Plötzlich war er energisch geworden. Die Liebe zu seinem Kinde hatte ihm den Mut dazu gegeben; jetzt mußte er als Vater auftreten, das fühlte er.

Um sieben Uhr kamen die Bedienten; um acht Uhr sollte das Essen beginnen.

Frau Malwine, bereits in eleganter Kleidung, ließ erregt hin und her, aller Orten fand ihr prüfendes Auge zu bessern und zu tadeln.

Bald darauf erschien auch Leonie. Sie war ganz in Weiß, ohne jeden Schmuck, nur ein paar La France-Rosen im Haar und am Gürtel.

Eine halbe Stunde später waren alle Geladenen zur Stelle, und nun ergab es sich, daß die Räumlichkeiten, trotzdem man alle nur entbehrlichen Möbel fortgeschafft hatte, viel zu klein waren; der Herr Kanzleirat lächelte nur dazu, die Mama aber war nahezu fassungslos darüber.

„Solch einen lebenswürdigen, gedulbigen Pflingling vergißt man so leicht nicht, Herr Rittmeister.“

„Sehen Sie mal an,“ lachte Hertel, „was Sie mir da für nette Eigenschaften andichten, Schwester. Lebenswürdigkeit — Geduld — die müssen mir dann rein da draußen im Kugelregen angefliegen sein, denn bis dahin galt ich — wenigstens bei den Damen — für einen recht ungenießbaren alten Junggesellen.“

„Ich streue mich, daß Sie sich Ihren Humor noch bewahrt haben, Herr Rittmeister.“

„Sie geben also indirekt zu, daß man ihn verlieren könnte, bei dieser langweiligen Geschichte — ich meine, dem Stilliegen hier, Schwester Ingeborg? Na, so leicht gebe ich mich ja nun nicht selbst auf. Ich hoffe, auch mit 'nem Stelzfuß läßt es sich noch ganz vergnüglich durchs Leben humpeln. Es gibt verzweifeltere Fälle. Übrigens, was ist das denn —“ Rittmeister Hertel stützte sich plötzlich auf und sah Schwester Ingeborg forschend an. „Sie sind doch aus Konstanz gekommen? Etwa gar mit Joachim Döhler zusammen?“

„Ja, Herr Rittmeister.“

„Ich sehe es Ihnen an, Schwester — das ist keine frohe Heimkehr gewesen. Wo fehlt's denn dem armen Kerl?“

Schwester Ingeborg machte eine bezeichnende Handbewegung. „Wie? Die Arme? Beide? Himmelskrament noch mal! Verzeihung, Schwester, aber das geht selbst einem abgehärteten Kriegssoldaten wie mir auf die Nerven. Ein armloser Künstler — Bildhauer — da ist ja richtig das Elend vollkommen.“

Rittmeister Hertel lehnte sich kopfschüttelnd in seine Kissen zurück.

„Ich finde es grausam, Schwester Ingeborg, grausam vom Schicksal, wenn es einem Menschen alles nimmt. Ich zum Beispiel kann schlimmstenfalls auch auf zwei Krücken noch ganz gut durch meine Fabrik helzen. Abgesehen von der kleinen Unbequemlichkeit, an die man sich sicher bald gewöhnt, erleide ich keinerlei Einbuße dadurch. Das Feld meiner gewohnten Tätigkeit wird nicht beschränkt und nicht berührt davon. Ich habe Kopf und Hände, kann denken, leiten, anordnen, ja selbst zugreifen, wenn's nottut — also, wenn ich mich beklagen wollte, müßte ich mich ja schämen und verdiente nicht mehr das selbgraue Ehrenkleid zu tragen. Aber nun solch ein Mann wie Joachim Döhler. Sein Lebensnerv ist getroffen. Sein stolzer Künstlertraum ausgeträumt. Alles, was noch in ihm schlummert, gärt und nach Gestaltum ringt, alledem kann er nun kein Leben mehr geben. Wo findet er da Trost? — Und dann die Frau! Die arme, kleine Frau, das zarte Heimchen! Die soll nun den Kampf mit Sorge und Not, neben all dem andern, allein auf sich nehmen? Schwester Ingeborg, wenn die beiden Deutschen den Kopf oben behalten, dann ist das größeres Heldentum, als wenn wir draußen einem dreitägigen Trommelfeuer standhalten.“

„Wir in der Heimat wollen nicht streiten um den Vorrang, Herr Rittmeister“, erwiderte Schwester Ingeborg ernst. „Es ist gewiß, auch hier, in der Verschwiegenheit des Alltags, verbirgt sich viel stilles Heldentum, aber doch ist die Saat dazu erst oft draußen gesät worden, im todbringenden Feindesfeuer.“

„Tränenjaat — Schwester.“

„Ja, Tränenjaat. Aber muß nicht, was aus ihr emporsprießt, köstliches, unveräußerliches Gut werden für uns, unsere Kinder und Kindeskinde?“

„Wir hoffen's, Schwester! — Aber nicht wahr, wenn wir unsern stillen Helden hier ihr schweres Los erleichtern können, dann dürfen wir nicht gleichgültig an ihnen vorüberstreiten. Das haben Sie mich doch selbst gelehrt, Sie liebe, kluge, barmherzige Schwester.“

„Wollen Sie mich alte Frau noch erröten machen, Herr Rittmeister?“

„Es steht Ihnen aber vorzüglich, Schwester Ingeborg“, schmunzelte der Rittmeister. „Also warum nicht? Wir erscheinen Sie durchaus noch nicht zu alt dazu.“

„Sie werden mich noch einen Zug früher aus der Heimat treiben, Herr Rittmeister.“

„Behüte! Liebe Schwester Ingeborg, Sie sollen mir ja noch beraten helfen, wie wir im Falle Döhler ein wenig Vorsehung spielen können.“

Als Schwester Ingeborg von ihrem Besuch zurückkam, waren ihre guten Augen tränenfeucht, aber ihr Mund lächelte, als hätte er ein Geheimnis zu hüten.

Maria, die schon voll Ungeduld gewartet hatte, sah sie fragend an. „Nun, was sagte Rittmeister Hertel?“

„Er hat dieselbe Hoffnung wie ich, Maria, es wird sich noch alles zum besten wenden.“

Schwester Ingeborgs tröstliche Zuversicht schien sich fürs erste noch nicht erfüllen zu wollen.

Frau Hermine hatte wohl die erste Erschütterung überwunden, aber der Jammer, den sie nun täglich vor Augen sah und

ihr mit Messerschärfe stets von neuem ins Herz schnitt, der blieb ja doch immer der gleiche.

Jedesmal, wieder wenn Hermine's Blick auf ihren Mann fiel und sie ihn so gebeugt im Lehnstuhl sitzen sah, hüftlos wie ein Kind, mit den graublauen, durchfurchten Zügen, dem stumpfen Blick, dann erschien es ihr ganz unbegreiflich, daß dies Ernst Joachim sei. — In ihrem Herzen war seit ihrem Wiedersehen kein Raum mehr für Vergangenes, nur heißes Mitleiden noch und heiliges Erbarmen mit dem gebrochenen Mann, der nicht nur äußerlich, sondern auch im Wesen, das ganze Widerspiel seines früheren Selbst geworden.

So lebensfrühend und gesellig Ernst Joachim einst gewesen, so stumpf-gleichgültig und menschenscheu war er jetzt. Besuche zu empfangen, selbst seine besten Freunde von früher, weigerte er sich so heftig wie entschieden.

„Ich danke für Menschenneugier und -mitleid“, grollte er. „Ich habe unterwegs genug davon zu kosten bekommen. Es ist aber nicht angenehm, wenn man fühlt, daß man wie eine Gespenstererscheinung auf seine Mitmenschen wirkt.“

Als dann, durch die ständige Abweisung getränkt, niemand mehr herauskam, seine Teilnahme zu bezeugen, fand er bittere, verächtliche Worte für seine einstigen Freunde.

„Nichts verübeln einem die kleinen Krämerseelen mehr, als wenn man ihr Mitleid nicht gebrauchen kann, da siehst du es doch wieder“, höhnte er.

„Es sind manche drei-, viermal den weiten Weg herausgepilgert gekommen, deinetwegen, Ernst Joachim — und umsonst. Ob du denen nicht doch am Ende unrecht tust?“ hatte sie ihn sanft mahnend gefragt.

„Ja so, da habe ich dich nun wohl um manch angenehme Unterhaltung gebracht, Hermine? Das habe ich nicht bedacht. Es war ja von jeher mein Pech, stets das zu treffen, was dir Mißbehagen schaffte.“

Da hatte sie ihn zum erstenmal gebeten und alle Innigkeit in ihren Ton gelegt.

„Joachim, laß Vergangenes begraben sein! Zu ernst hat uns das Leben mitgespielt, als daß wir um kleinlicher Dinge willen neuen Groll zwischen uns aufhäufen. Ich will dir deine Last tragen helfen, dein Los erträglicher machen wie und wo ich nur kann.“

Ein Blick, aus Überraschung, Mißtrauen und Weichheit gemischt, traf sie da wohl sekundenlang, ein Zucken lief über die leidgeschwundenen Züge, aber dann wurden die Augen wieder glanzlos und der Mund verzog sich hämisch.

„Es ist jetzt leicht für dich, feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln, Hermine. Glaube jedoch nicht, daß ich den Blick für echt und mächtig verloren habe. Nicht täuschst du mit deiner — barmherzigen Liebe nicht. Dahinter lauert die Rache und der ohnmächtige Haß des Weibes, das an einen — Krüppel gebunden ist.“

Sie hatte sich die Lippen blutig gebissen, um das glühende Weh zu bezwingen, das in einem Aufschrei gewaltsam hervorbrechen wollte. Seine Seele war ja wund . . . sie mußte ihn schonen. — Das hielt sie sich immer wieder vor, wenn sie fühlte, wie widerwillig und mit welch stiller Verbissenheit er all ihre Hilfsleistungen duldete, wenn er sie geizig schalt, weil sie den Privatpfleger nach einigen Wochen wieder entlassen.

„So arm sind wir doch nicht“, murmelte er tagtäglich, „daß ich mir nicht einmal meine Bequemlichkeiten leisten kann, aber du willst Schätze anhäufen.“

Frau Hermine hatte bald bitter aufgelacht. Schätze anhäufen! Und sie wagte kaum noch, wo sie das Geld für die nötigsten Bedürfnisse des Lebens hernehmen sollte. Die denkbar größten Einschränkungen legte sie sich auf, um bei der ständig wachsenden Teuerung, allen Anforderungen gerecht zu werden. Selbst das kleine Tagemädchen hatte sie schon entlassen und neben der Wartung und Pflege ihres Mannes auch noch deren Arbeit mit übernommen. Aber was half das alles? Das graue Gespenst rückte näher und näher und sah ihr grinsend ins Gesicht. Und niemand war da, der ihm wehrte — niemand, der es vertrieb.

Von der stillen Tragödie, die sich im Hause des einst so beliebten Künstlers langsam vorbereitete und abspielte, ahnten die wenigsten etwas. Das Leben rollte zu schnell in dieser an Aufregungen so reichen Zeit. Eine Spannung löste die andere ab, ein Ereignis auf dem großen Weltkriegstheater verdrängte das vorausgegangene. Überall klopfte der Schmerz an die Türen.

Es war auch in Dornberg kaum ein Haus, wo nicht Trauer um einen Gefallenen, Verwundeten oder Vermissten herrschte. — Wer Frau Hermine Döhler begegnete, wenn sie eiligen Schrittes ihren Besorgungen nachging, empfing einen freundlichen Gruß von ihr und in ihren ruhigen, blauen Zügen war nichts von dem zu bemerken, was sie innerlich bewegte.

„Man muß Frau Hermine bewundern“, schrieb Maria Dahlen in einem Brief an Schwester Ingeborg. „Wer hätte geahnt, daß



Österr.-ungarischer Telephonist auf weit vorgeschobenem Posten an der Zerechfront.

in dieser schwachen, zarten Frau eine solche Willensstärke wohnt. Sie klagt weder, noch zeigt sie Verdrossenheit, obgleich ihr Leben jetzt überreich in ernstlichen Pflichten, an Arbeit und Sorgen ist.

Neulich wurden einige Werke von Herrn Döhler öffentlich versteigert. Ein Berliner Kunsthändler erstand sie zu wahren Schleuderpreisen. Rittmeister Hertel war außer sich darüber und machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht rechtzeitig davon in Kenntnis gesetzt. Es war aber kurz nach seiner zweiten Operation gewesen. Um ihn nicht zu beunruhigen, hatte ich es ihm verschwiegen. Nun ist er ja jedenfalls bald so weit, daß er auf seinem Erlassfuß die ersten Gehversuche machen können. Dann will er zu allererst Döhlers einmal besuchen. Vor ihm wird sich Ernst Joachim wohl nicht verkriechen dürfen. Waldemar Hertel ist ein Mann, der sich schon Einlaß zu verschaffen weiß. Er versteht es auch nicht, wie sich jemand so in finstere Grübeleien verstricken kann, wie das Herr Döhler tut. Er sieht weder ob es schneit oder regnet, oder die Sonne scheint, erfreut sich nicht am Frühling, am ersten Blattgrün, noch am Vogelgesang. Er brütet nur stumpf vor sich hin und plagt seine arme Frau mehr wie recht ist. Hermine Döhler ist ein Engel an Geduld. Aber ihr Mann ist blind und taub gegen ihre Vorzüge, wenigstens stellt er sich so.



Großadmiral Hans T.,
der Chef der Österr.-ungarischen Flotte.

und zu erheitern suchte, so wenig er ihr auch darin entgegenkam. In Reuegefühlen und im Hader mit sich selbst und seinem Schicksal verstrichen ihm die Tage und die vielen schlaflosen Nächte.

Ernst Joachim wußte, auch Hermine schlief nicht viel jetzt. Sie wälzte sich genau so ruhelos wie er in den Kissen und oft hörte er sie leise und verzweifelt vor sich hinweinen. Dann schlug

ihm wohl das Herz bis zum Halse und es drängte ihn, ihr ein liebes Wort zu geben, ihr seine gemarterte Seele zu erschließen, aber immer wieder preßte er die Zähne fest aufeinander. Sie weinte jedoch nicht um ihn! Wie kann man um einen Mann sich grämen, der einem das Leben stets nur verbittert hat? Nur die Pflichttreue ließ Hermine bei ihm ausharren. Ein edles, zartgefinntes Weib trank eben auch den bittersten Leidenskelch schweigend aus, wenn es die Pflicht erheischte. — — Solch eine lange, schlummerlose Nacht lag auch heute einmal wieder hinter beiden.

Nun saßen sie einander gegenüber, abgespannt und mürrisch der Leidende — Hermine mit einer Näharbeit beschäftigt — ruhig und freundlich wie immer. Sie hatte die Fenster nach dem Garten weit geöffnet, damit Ernst Joachim die Wohltat der warmen Frühlingsluft empfinden sollte. Der Winter hatte ja doch nun endgültig das Feld geräumt und nach langen Regenwochen entschädigte die Sonne die Menschen für die endlose Winterhaft.

„Wenn du heute vielleicht mal versuchen würdest, ein wenig im Freien spazieren zu gehen, Ernst Joachim.“ Nur zwischen den Gärten ein paarmal auf und ab“, ermunterte Frau Hermine den Trübsinnigen.

„Soll ich diesen Gassen ein Schauspiel bieten, Hermine?“

fragte er auf diese Aufforderung scharf zurück.

„Wenn du den Militärmantel untermimmst, sieht niemand etwas, Joachim“, begütigte sie.

„Aber man würde mich festhalten und nach meinen Erlebnissen ausfragen“, beharrte er eigensinnig.

„Rein, ich mag nicht.“

Hermine legte ihre Arbeit einen Augenblick nieder und beugte sich mit einem liebevoll bittenden Blick näher zu ihrem Mann.

„Ich verstehe ja, lieber Joachim, daß du von deiner Leidenszeit zu Fremden noch nicht sprechen magst, aber mir, deiner Frau, könntest du doch hin und wieder etwas davon erzählen. Ich weiß ja auch



Erzellenz von Claparède,

der große Schweizer Gesandte in Berlin, trat von seinem Posten zurück.

Joachim stellte sich nur so. Er hatte im stillen auch längst erkannt, welchen Schatz er an dieser Frau besaß und immer bejessen hatte. Nur die Scham verschloß ihm den Mund, es offen einzugehen. So manche Rücksichtslosigkeit, ja so manche Lieblosigkeit fiel ihm jetzt wieder ein und beschwerte sein Gewissen, wenn er Hermine's sorgliche Güte fühlte. Das Unverdiente bedrückte ihn. Peinvoll war es ihm, zu beobachten, wie sie in unermüdlicher Geduld bestrebt war, ihn seine Hilfslosigkeit vergessen zu machen, wie sie ihn stets von neuem abzulenken, zu zerstreuen

noch nichts weiter, als daß du bei jenem Nahkampfe durch mehrere Bajonettstiche verwundet, gefangen und nach einer un-wirtlichen Insel verschleppt worden bist.“

Frau Hermine hielt angstvoll den Atem an. — Würde Joachim wieder so heftig aufbrausen, wie das erstemal, als sie diese Frage gestellt hatte? Nein Wort sollte je über seine Lippen kommen, was er gelitten, ver-schwor er ihr



Gouverneur Ebermaier. (Mit Text.)



Leutnant z. See d. Ref. Radewitz. (Mit Text.)

gegenüber und seitdem hatte sie diesen Punkt nie wieder zu berühren gewagt. Heute blieb er still. Seine Augen sahen über sie hinweg, hinaus in den flimmernden Sonnenglanz, der auf den schwellenden Baumkronen und frischen Sprossen des Strauchwerks spielte; sein teilnahmsloser Blick gewann dabei allmählich Leben.

würfen und Stochsalagen verfolgt, wie sie uns — seinen jungen Französinen waren darunter — angelockt, wenn wir um einen Schlud Wasser gebeten. „Das ist genug für euch, ihr deutschen Hunde! Alle sollt ihr verreden, ihr und eure Brut zuhause!“ — So sprachen Frauenlippen, Hermine — graut dir nicht? — Oder



Zu Grabe getragen. Von Heinrich Hofmann. Mit Genehmigung von F. E. Wachsmuth in Leipzig.

„Was du weißt, Hermine,“ erwiderte er endlich in leise verhaltenem Ton, „ist das Wesentliche. Du solltest auch gar nicht verlangen, mehr zu erfahren. Oder soll ich dir erzählen, wie die fanatische Bevölkerung auf unserm Transport durch Frankreich bis zur Meeresküste ihren Haß an uns Wehrlosen gefühlt? Wie sie mich und meine Kameraden mit Beschimpfungen, Stein-

muß ich dir noch erzählen, wie sie uns eingesperrt auf dem Dampfer, in ein Loch, nicht viel größer wie ein Heringsfäß und mit ebenso üblem Geruch? Meine Wunden waren erst einmal, und nur oberflächlich verbunden worden. Sie brannten wie höllisches Feuer. Ich verlangte den Schiffsarzt zu sehen. Hohnlachen antwortete mir. „Für euch ist er nicht da.“ Ich rasste im Fieber.